

Blick auf die siebente „Berlinale“

Lehren eines internationalen Filmfestes, das qualitativ schwach auf der Brust war – Von unserem Filmschriftleiter

Ein Filmfest hat den Sinn, das Beste der Weltproduktion zusammenzutragen und es zu zeigen. Es jenen zu zeigen, die den kritischen Geist und die praktische Möglichkeit haben, den anderen davon zu erzählen. Soweit ist das in Ordnung. Schwierig wird die Sache, wenn das Filmfest zum Mehrzweck wird. Wenn das Filmfest unter allen Umständen stattfindet. Wenn der Verkehrsminister einer Nation oder auch nur einer Stadt sich einen Zustrom von Touristen daraus erwartet (Venedig und Cannes gaben Beispiele dafür). Oder wenn man einfach nur einen Rummel braucht.

An sich nämlich wäre eine Filmbestschau nur zu rechtfertigen, wenn Bestes zu zeigen da wäre. Ist das nicht der Fall, so kann der Besuch zu verllorener Zeit werden. Selbstverständlich macht der Kritiker auch daraus noch etwas, denn wer nicht aus allem etwas lernt, lernt nichts. Ein Krebschaden der Filmfestspiele aller Länder ist das Faktum, daß der Besucher „blind buchen“ muß. Das geht sogar noch weiter: auch der Leiter des Filmfestes muß blind buchen, das nämlich, was das Gastland aus seiner Produktion aussucht und ihm zusendet. Wer also auf ein Filmfest geht, kauft die Katze im Sack.

Regel ist, daß in jeder Vorstellung zwei bis drei Katzen hervorspringen, zwei kleine und eine große. Die zwei kleinen sind „Kultur“filme, die große ist ein abendfüllender Film. Am Tage gibt es vier Vorstellungen, das macht 12 bis 15 große und kleine Katzen, die der Kritiker bändigen muß. Bei den meisten stellt er fest, daß sie „gang und gäbe“ sind, also unbeachtlich, bei anderen wurde sein Interesse aus dem oder dem Grunde ein wenig angeregt, bei vereinzelt blickt er auf.

Auf den siebenten Berliner Filmfestspielen blickte er eigentlich nur ein einziges Mal auf.

Das war, als ein Film auftauchte, der so etwas wie eine „life“-Fernsehsendung war. Er „sprang den Zuschauer an“, schien im Riesenraum anwesend und bediente sich keiner sonst so beliebter helfender Mittel wie der Farbe, des Überformats oder des Tricks. Er schien vielmehr aus der Not eine Tugend gemacht zu haben, denn alles spielte sich in einem einzigen Raum ab, einem Schwurgerichtsnebensaal, aber er forderte nicht nur visuelle Aufmerksamkeit (hatte es sogar noch besonders schwer durch die Urversion amerikanisches Englisch und die viel zu groß aufgedruckten deutschen Dialoge),

sondern auch die helle Geisteswachheit aller Anwesenden, und dazu noch — und das war das wichtigste — die geistige Parteinahme. Das Ethos rechtfertigte das Auftauchen des Films auf dem Fest. Der „MITTAG“ hat den Film bereits beschrieben. Er betitelt sich „Zwölf Geschworene“ und ist ein Werk Henry Fondas und eines jungen Regisseurs, der beim amerikanischen Fernsehen gelernt hat. Fonda sagte, in USA sei heute das Fernsehen die Schule für jeden Regisseur. Der Film erhielt, wie vorausgesagt, den „Goldenen Bären der Stadt Berlin“.

Eine Mission war auch der liberianische Film „Freedom“ (Freiheit), der von einigen afrikanischen Stammesfürsten und ihren Ministern (einschließlich der Obmännin der Marktfrauen) nach Berlin gebracht worden war. An den ersten Tagen war es noch kalt gewesen, da waren die malerisch angezogenen Herrschaften zähneklappernd aus dem Flugzeug gestiegen. Kaum angekommen und installiert, hatte sich das Wetter geändert. Wie aus ihren Koffern entfaltete sich die heißeste Periode, die Berlin seit langem gehabt hat, und es bot sich beim Empfang im Hotel am Zoo das eigenartige Bild, daß die Journalisten um ein Uhr mittags (eine afrikanische Audienzstunde) im Oberhemd und leichten Hosen vor dieser tiefschwarzen Gesellschaft defilierten, die in teppichschwerer, vielfach übereinandergeschachtelter Kleidung, malerisch darsaß. Der Abend brachte einen jener Filme, mit denen Caux die politische Welt „ins reine bringt“. Es ist ja alles so einfach: man vertrage sich, verzichte auf Eitelkeit, auf Eigenliebe, man gehe zum Gegner und rede begütigend auf ihn ein. Dieser nun wieder höre zu, erwäge die Argumente in seinem Herzen, sehe ein, daß er unrecht hat (oder auch nicht), auf jeden Fall gebe er seinem Gegner die Hand und blase ganz schnell vor dem Ausbruch der Revolution diese noch ab. So geschah es in diesem Film „Freiheit“, dem man das Märchenrezept aber nicht übernehmen darf, denn die Neger, die den Film spielen, sind wie die Kinder, und ... so ihr nicht werdet wie die Kinder, sollt ihr nicht ins Himmelreich kommen.

„Freedom“, diese Filmpredigt der Verständigung ist, so hört man, das Werk von lauter Menschen, die ohne Entgelt gearbeitet haben. Drei Minister spielen Hauptrollen und es zeigt sich ein einziger Berufsdarsteller, der englische Gouverneur, der von dem Wunder der

Versöhnung zweier bis dato spinnefeinder Stammesfürsten so gerührt wird, daß er dem „right or wrong — my country!“ radikal abschwört. Er ist bekehrt und kennt nur noch Weltbürger.

Ein wenig Angst bekam man, als die missionarische Pose beim Presseempfang sich im Film wortgetreu wiederholte. Filmkünstlerisch ist dieses Werk natürlich völlig uninteressant.

★
Missionarisch war noch ein weiterer Film, das heißt nicht so sehr kämpferisch, als eher rückblickend auf die Mission eines Lebens. Man zeigte das biographische Werk „Albert Schweitzer“, das die Stationen seines Lebens im Bilde nachvoilzieht und von seiner elsässischen Heimat zum Urwaldspital Lambaréne und wieder zurück führt. Schweitzer, Urwald doktor, Philosoph, Prediger und Organist, wird durch dieses von Jerome Hill geschaffene Werk in Farben dem bildlichen Gedächtnis des Zeitgenossen eingepreßt, es bekommt authentischen Wert durch den Kommentar, den Schweitzer selbst spricht und mit dem er den Film als gültig anerkennt (er sei froh gewesen, ein so „einfaches“ Werk über sein Leben zu sehen).

Der Film über Schweitzer lief einen halben Tag nach „Freedom“ — befremdend war, daß die malerischen schwarzen Stammesfürsten nicht auch zu ihm hinwallten, denn hier war ja Geist von ihrem Geist, hier war ein weißer Arzt im schwarzen Urwald. Ob die Herren die rühmensewerte Leistung des europäischen Arztes für nicht so wichtig hielten?

Der Film um das Leben Albert Schweitzers ist als Dokumentarium interessant. Seine Einbettung in das heimatliche elsässische Tal hat etwas Sentimentales. Die Vortragsart scheint sein Leben in die Zeit eines Hans Thoma (der Maler des vorigen Jahrhunderts) zu rücken. So wie Schweitzer Bach spielt (etwas getragen, wie man es von seinen Platten her kennt), so ist der Rhythmus dieses Werks.

Man könnte im Zweifel darüber sein, ob Filme wie „Freedom“ oder „Albert Schweitzer“ auf eine Qualitätsschau wie ein Filmfest gehören, beschäftigt man sich jedoch zwölf Tage lang mit unterwertigen oder gleichgültigen Filmen, wie im vorliegenden Falle, so muß man sie begrüßen.

★
Wenn man das Programm durchblättert, so präsentierten sich Länder wie Argentinien,

Mexiko (doch sind die schönen Tage von Aranjuez — Bunuel! — vorbei!) Korea, Jugoslawien, Hongkong, Finnland, Ägypten, Spanien, Indien, Griechenland, Japan, doch mußte man sich mit Lichtblicken in einzelnen Filmen begnügen. Japan, daß mit seinem „Rascio Mon“ Welt ruhm eroberte und dann durch delikate Farbfilme entzückte, zeigte diesmal einen sauber ausgeführten Problemfilm über die Schwierigkeiten, die es einem Witwer macht, seine Kinder ohne Frauenhilfe zu erziehen. Dabei spielt sogar das Bettnässen eine Rolle.

Italien, dessen Expeditionsfilm „Grüne Magie“ ein Wunder war und dem man auch noch das „Verlorene Paradies“ gern abnahm, reitet mit dem in Berlin gezeigten „Das letzte Paradies“ ein Prinzip zu Tode. Regisseur Quilici spricht von einem letzten Paradies, doch besagt das nichts. Die gewählten

Südseeinseln bestehen in ihrer Schönheit seit je und je, was jedoch seine Vergleiche zwischen der „Unschuld“ gewisser Schönheiten und der Verderbtheit der Zivilisation anbelangt, so wollen uns die Evas seines „letzten“ Reservats der Unschuldigen nicht mehr überzeugen.

Frankreich, von dem man zu sagen pflegt, es demonstrierte alle Tage gegen die Hybris, indem es das mittlere Auto dem hervorstechenden vorziehe, war mit drei Filmen vertreten, die ebenfalls der mittleren Linie huldigten. Man war charmant in „Arsène Lupin“ und rutschte ab in „Spuren in die Vergangenheit“. Italien zeigte in „Väter und Söhne“ einen Schwank, in dem Vittorio de Sica mit sich selbst Schindluder spielt, und Comencini nicht sehr originellen Film „Das Fenster zum Lunapark“. Die USA zeigten, daß der Regisseur Victor Vicas bei ihnen sein richtiges Feld gefunden hat. Der Film „Wo alle Straßen enden“ erweist ihn als einen Thrillerspielleiter von hohen Qualitäten.

★
Und dann war England da. Ohne Vorbescheidung tauchte ein Schwarz-Weiß-Film auf, der seiner Hauptdarstellerin Yvonne Mitchell als „Die Frau im Morgenrock“ gleich einen silbernen Bären als beste Schauspielerin einbrachte. Eine Frau im Morgenrock gefährdet ihre Ehe mit einem gutherzigen